



Maria Messina

STERNE, DIE FALLEN

Erzählungen

Aus dem Italienischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Christiane Pöhlmann

Friedenauer Presse

LA MÈRICA

Di poi, passaru l'autri cchiu di trenta:
li picciotti sciamaru comu l'api;
Mi parsi ca lu scuru ad uno ad uno
si l'avissi agghiuttutu, e ca lu ventu,
'ntra dda negghia tirrana 'mpiccicusa
l'avissi straminatu pri lu munnu.
Lu scuru li tirava, una centona,
un ciarmulizzu, e nomi, e vuci, e chianti:
unu cantava cu tuttu lu ciatu
ma c'era tanta rabbia 'tra dda vuci
la dispirazioni e lu duluri
paria mmalidicissi e celu e terra.

Vito Mercadante, *Focu di Mungibeddu*

Und vorbei an uns die andern, wohl dreißig gut,
jung die Burschen und ein Gewusel wie von Hummeln;
und, wie's aussieht, ist da Dunkel, das verschluckt
bald diesen, bald jenen, und die Luft
verstreut, indem sie feuchten Nebel nutzt,
sie alle über der Weltenkugel Rund.
Und das Dunkel schiebt und schubst, ein Gesurr,
Geschnurr und Geknurr und Namen, Stimmen, Tränenfluss:
dann ein Lied aus weit offenem Mund,
allein die Stimme, die kennt eines bloß: Wut,
verzweifelte Düsternis und schwärende Wunden,
und, so mein ich, sie belegt Himmel und Erde mit ihrem Fluch.

Mariano sagte es ihr am Abend von San Michele, als er mit seinem alten Vater aus Baronia zurückkehrte. Catena, die gerade den Kleinen stillte, wurde leichenblass.

»Da haben dir diese Halunken einen schönen Floh ins Ohr gesetzt«, entgegnete sie. »Aber wenn du wirklich gehen willst, dann lass dir eines gesagt sein: Ich habe nicht geheiratet, um nach einem Jahr Ehe als Witwe oder sonst wie ohne Mann dazustehen!«

Unter lautem Gefluche rammte Mariano seinen Spaten in eine Ecke. Catena presste die Lippen zusammen, bis sie jede Farbe verloren, und schüttelte den Kopf.

»Ich komme mit«, stellte sie klar. »Entweder komme ich mit oder ich stürze mich von der Burg!«

Als Mamma Vita aus dem Stall trat, stritten die Eheleute noch immer. Wie bei jedem Zank zwischen den beiden verlor sie in ihrer Besonnenheit kein Wort. Doch als sie dann die geröteten Gesichter sah und die zwei von Amerika sprechen hörte, meinte sie, sie wollten ihr das Herz in der Brust zerquetschen.

»Was sagst du da, mein Sohn?«, brachte sie heraus.

Sie stand vor der Tür, eine kleine, gekrümmte Frau ganz in Schwarz, in der gerafften Schürze eine Handvoll Stroh. Als Mariano das Entsetzen in ihren klaren Augen erkannte, beruhigte er sich.

»Ich mache nur, was alle in Amarelli machen«, sagte er. »Aber sie hier quält mich mit ihrem Gejam-

mer. Als ob Catena einfach so mit aufs Schiff rauf könnte!«

Mamma Vita verharrte so reglos, als verstünde sie die Worte nicht. Nach einer Weile sackte sie auf die Sitztruhe und schlug die Hände vors Gesicht. Catena, auf deren Schoß der Kleine schlief, schaute mit ihren leidenschaftlichen, schmerzvollen schwarzen Augen vor sich, ohne etwas zu erkennen. Auch der alte Vater stieß wieder zu ihnen. Er wusste ja bereits von der traurigen Entscheidung des Sohnes und stieg wortlos die Stufen hoch.

Alle aus ihrem Viertel nahmen ein Schiff. Kein Haus, in dem es keine Tränen gab. Fast wie im Krieg – denn wie im Krieg blieben die Frauen ohne ihre Männer zurück, die Mütter ohne ihre Söhne.

Gna' Maria, die alte Frau mit dem weißen Wollknäuel von Haar, wehklagte vor der Tür, ohne sich darum zu scheren, dass man sie hörte. Die Arme erhoben, schrie sie die Namen ihrer beiden Söhne heraus und verfluchte mit Inbrunst Amerika. Varvarissa, eine noch blutjunge Frau, stand ohne ihren Mann da, aber dafür mit einem Kind an der Brust. Auch der einzige Sohn von Meister Antonino verließ den Ort, ebenso Ciccio Spiga und der Mann von Maruzza der Blonden ... Wer wollte sie noch zählen? Die Schiffe brachten sie fort, und in den Trauerhäusern weinten die Frauen. Selbst wer Grund und Boden sein Eigen nannte, wer ein kleines Stück Land hatte und ein Haus, wanderte aus. Die besten jungen Männer such-

ten Arbeit in jenem Wunderland, das sie anzog wie ein leichtes Mädchen.

Nun also auch Mariano. Dabei besaß er Land, das ihm Brot und Öl eintrug, das beharkt und beackert werden wollte wie ein Garten, dazu eine junge und bildschöne Frau, süß wie Honig. Nichts hatten die Seinen unversucht gelassen, um ihn zu halten, um ihn von diesem La Mèrica abzubringen: Er wollte ein Maultier – Ssù 'Nntoni kaufte ihm eines. Mamma Vita nähte ihm eine weitere Samtjacke ... Irgendwann wusste Catena nicht mehr, was sie noch sagen sollte, um ihn an sich zu binden.

Aber Amerika, gab Gna' Maria zu bedenken, das ist ein Wurm, der nagt, eine Krankheit, die dich anfällt.

Sobald dann der Koffer gekauft worden war, gab es für ihn kein Zögern mehr.

An jenem grauen Abend von San Michele wussten seine Eltern also, dass die Stunde des Abschiednehmens nun auch für ihren Mariano gekommen war.

Catena jedoch starrte bloß vor sich hin. Sie wollte sich partout nicht damit abfinden, allein zurückzubleiben. Auf ihr zartes, olivbraunes Gesicht legte sich ein Schatten des Leids und der Angst, während sie darüber nachsann, ihren Mann zu begleiten – und jeder Gedanke schien eine Wunde zu schlagen, Fieber zu verursachen, so schmerzten ihr die Schläfen und das Herz.

Nach jenem hässlichen Abend blieb sie in den folgenden Tagen bei ihren Worten, flehte mit dem Blick und drohte mit der Stimme.

»Ich komme mit. Wenn du gehst, dann auch ich. Oder ich stürze mich von der Burg.«

Mamma Vita wusste nicht, was entgegnen.

»Ganz recht«, wiederholte sie nur wieder und wieder mit schicksalsergebener Stimme. »Ganz recht.«

»Und unser Sohn?«, versetzte Mariano, der es nicht verkraftete, auch noch die Mutter gegen sich zu haben.

Der Sohn, in der Tat! Bedeutete eine derart lange Reise mit dem Schiff für so ein kleines Kind den Tod?

»Hör doch auf!«, bat Catena. »Da bin ja ich, seine Mamma! Ich wickle ihn in mein Tuch, ich berge ihn an meiner Brust wie ein Vögelchen in seinem Nest. Es gibt gar keinen Grund zur Sorge.«

Was für traurige Tage. Die Eheleute taten nichts anderes als sich zu zanken. Am Ende setzte sich Catena durch, und als Mariano einen großen Reisekoffer kaufte und seine Sachen zu packen anfang, legte Catena die ihren und die des Kleinen wenn auch zitternd, so doch entschlossen dazu.

Ihr Gesicht zeigte die Blässe eines verängstigten Mädchens, ihr Argwohn gegen alles und jeden nahm überhand, ihr Herz hämmerte vor Sorge, in letzter Sekunde träte etwas Unvorhergesehenes ein oder Mariano würde sie verraten, sodass sie allein zurückblei-

ben müsste. Wütend mischte sie im Koffer ihre Leibwäsche mit der ihres Mannes, dies ein Unterpfand, dass sie ihn begleiten würde.

Erst an jenem Abend, als das Gepäck bereitstand und Mariano ihr die beiden Fahrkarten zeigte, kehrte ihre Heiterkeit zurück, lachten und leuchteten ihre Augen wieder wie eh und je.

Mochte es auch schwerfallen, doch nun hieß es Abschied nehmen. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis sie den letzten Blick warf auf das kleine Haus, in dem sie für ein Jahr glücklich gewesen war – nach all dem Leid, das Stiefvater und Halbschwester ihr zugefügt hatten. Auch die Tränen Donna Vitas, die ihr eine Mutter gewesen war, hieß es hinter sich zu lassen, ebenso wie den stummen, tiefen Schmerz von Papà 'Ntoni.

Nachdem die Eheleute aufgebrochen waren, wollte Ssù 'Ntoni sich am nächsten Morgen wie stets aufs Feld begeben. Den Boden durfte man nicht vernachlässigen.

Wie gewöhnlich ging Mamma Vita ihm zur Hand, half den Esel zu halftern und reichte ihrem Mann sein Brot.

»Aber ich begleite dich heute nicht«, sagte sie. »Mir ist, als hätte ich eine Tracht Prügel bezogen.«

Ihre gekrümmte Gestalt verschwand im Haus. Wie bei einem Trauerfall hielt sie Tür und Fenster geschlossen.

»Wie soll es jetzt weitergehen?«, murmelte sie gedankenverloren, während sie sich umschaute. »Ich hatte zwei Küken, doch nun sind beide entflohen.«

Wem nützte die Arbeit auf dem Feld noch? Für wen noch Leinen weben, für wen noch spinnen? Voller Kummer sah sie ihren 'Ntoni vor sich, wie er einsam und allein das goldene Korn in den Boden von Baronia gab, dieses gute Land mit seinem Sonnenschein, das ihr Sohn nicht zu schätzen wusste. Und sie sah jene Szene vor sich, die sich am gestrigen Abend abgespielt hatte. Um Mitternacht waren die zwei aufgebrochen. Am Himmel hatte kein Mond gestanden, in der großen Straße waren die beiden kleinen Wagen kaum auszumachen. Darin drängten sich bereits weitere Auswanderer. Unter dem Gesang der jungen Leute und dem Gebimmel der Schellen verschwanden die vollbeladenen Wagen im Dunkel der Nacht.

»Die armen Kinder!«, seufzte sie mit bangem Herzen ...

»Vita«, wandte sich Ssù 'Ntoni an seine Frau, als er am Abend dem Esel das Halfter abnahm, »das Land braucht starke Arme, und ich alter Mann schaffe das nicht allein.«

»Du hast ja recht«, antwortete Gna' Vita. »Aber ich will noch auf einen Brief warten. Wie soll ich an das Feld denken, wenn ich nicht weiß, ob sie auch aufs Schiff gekommen sind?«

Ihr Herz sollte sie nicht getäuscht haben. Der Brief aus Palermo brachte eine seltsame Nachricht.

Der Postbote las ihn ihr vor. Danach hielt sie ihn lange in Händen – in diesen armen, bäuerlichen Händen, die Alter und Arbeit braun und faltig hatten werden lassen – und stierte auf die wenigen krakeligen schwarzen Zeilen, als erfasste sie deren Sinn.

»Ein Unglück kommt selten allein«, sagte sie ihrem Mann abends bedrückt. »Unser Bild von Sohn sticht in See, die Frau kriegen wir zurück.«

Addio Korn und Feld. Sie würde im Haus gebraucht werden, wie da 'Ntoni hinauf nach Baronia begleiten, wo starke Arme nötig waren. Was nutzten ihnen eine junge Mutter und ihr kleines Kind?

Am Abend brachte die Postkutsche Catena zurück. Sie schien krank zu sein und zu fiebern, gelb, wie sie war, mit den ungekämmten Haaren, den blutleeren Lippen und den glasigen Augen.

Sie legte den Kleinen schlafen und sackte auf die Sitztruhe, die Hände entkräftet im Schoß.

Als der Kleine zu weinen anfang, nahm Mamma Vita ihn auf den Arm, um ihn zu beruhigen. Und da regte sich in ihrer Brust eine solche Zärtlichkeit, als hätte ihr dieses kleine Geschöpf etwas von Mariano zurückgegeben.

»Was ist geschehen, Catena?«, fragte sie ihre Schwiegertochter.

Diese schwieg.

»Und die anderen, Catena?«

Weiteres Schweigen. Der Kleine weinte vor Hunger immer lauter.

»Gib ihn mir«, verlangte Catena in schroffem Ton.

»Nein. In diesem Augenblick hast du nur saure Milch. Glaubst du, ich verstehe dich nicht?«

Die leise, zitternde Stimme der alten Frau schlängelte sich in Catenas Herz, bis auch sie zu weinen anfang. Sie erzählte eine verworrene Geschichte. Doch indem sie sich alles von der Seele redete, fand ihr Schluchzen ein Ende.

Hinter ihr lag ein Tag wie in der Hölle. Ein Viertel-hundert Menschen, darunter auch jene Teufelin von Halbschwester. Alle unterwegs in den Straßen, in diesen großen Straßen der Stadt. Ertaubt durch das Gewimmel, geblendet vom Staub und müde, zum Umfallen müde, nur noch der Wunsch nach Schlaf, und sei's auf dem Boden, Hauptsache schlafen, in diesem Haufen, alle miteinander, alle entsetzt wie die Seelen im Fegefeuer ... Dabei haben doch alle ein Dach über dem Kopf ... Dann überall die Wagen mit Pferden und die Wagen ohne Pferde ... immer mussten sie ihnen ausweichen, denn sie fuhren einen braven Christenmenschen um, als gäbe es ihn gar nicht ... Vom Dampfschiff zum Arzt, der sie weg-gescheucht hat, obwohl er sie hätte untersuchen müssen ... Irgendwann wurden aber doch alle begutachtet, einer nach dem anderen. Sie war die Letzte in der Reihe. Bisher hatte man niemanden abgewiesen, deshalb zweifelte sie nicht daran, gleich das Schiff zu betreten ...

»Und dann... Kannst du dir das vorstellen?«, schrie sie. »Nach dieser Schande, dass ein fremder Arzt dich mustert, musst du dir anhören, dass mit deinen Augen etwas nicht stimmt. Mit den Augen! Um die mich immer alle beneidet haben!«

Sie sprach in Brocken, beendete die Worte nicht oder ließ sie von den Schluchzern häckseln, die sich aus ihrer Brust rissen.

»Keine Träne habe ich vergossen, da bei denen. O nein! Ich habe dir geschrieben. Sonst habe ich ja niemanden. Keine Mutter, keine Geschwister, niemanden. Ich habe gesehen, wie sie aufs Schiff gegangen sind, sie alle, einer nach dem anderen. Sogar sie, stell dir das vor! Und sie lacht mir ins Gesicht und winkt!«

Und dann Mariano! Nicht ein gutes Wort, nicht ein Wort davon, den Mut nicht zu verlieren. An die Fahrkarte nach Hause, daran hatte er noch gedacht. Aber wie?! Kaum hatte das Schiff abgelegt, da schaffte sie ein Mann vom Bahnhof auch schon zum Zug.

»Und deine Sachen?«

Die Sachen! Mamma Vita hatte wirklich keine Vorstellung davon, wie es in einer Stadt zugeht! Wer konnte denn in dieser Hölle einen Koffer öffnen und die eigenen Sachen heraussuchen?

Sie zeigte ihrer Schwiegermutter ein Rezept, ausgestellt von diesem fremden Arzt. Jeden Morgen sollte sie ein paar Tropfen von dem verschriebenen Mittel in die Augen geben. Ein Apotheker oder sonst jemand, der etwas davon verstand, sollte sie behandeln.

»Er hat mir versprochen, dass ich nach einem Monat mit dieser Behandlung wieder gesund bin.«

»Na bitte!«, rief die alte Frau aus, die den Kleinen weiterhin wiegte. »Das ist nicht das Ende der Welt ...«

Catena schüttelte den Kopf. Und die lange Zeit bis zum Aufbruch? Und sie alle da drüben? Vor allem diese Teufelin Rosa, die Mariano ständig umgarnte? Die ihn überhaupt erst auf den Gedanken mit diesem La Mèrica gebracht hatte? Wieder sah sie die biegsame Gestalt ihrer Halbschwester vor sich, die schöne Figur mit der schmalen Taille und der aufreizenden Brust, das olivbraune Gesicht mit den roten Lippen und dem frechen Lachen.

Die Behandlung schob sie nicht auf lange Bank. Kaum dass Papà 'Ntoni am nächsten Morgen nach Baronía aufgebrochen war, hüllte sich Gna' Vita in ihren Umhang, nahm den Kleinen an sich und ging mit ihrer Schwiegertochter zu Don Graziano, dem Apotheker.

Sie bestanden darauf, noch am selben Morgen zum ersten Mal diese Tropfen zu erhalten. Der alte Mann stubste die Brille höher die Nase hinauf und hieß Catena Platz nehmen. Er legte ihr die linke Hand auf die Stirn und träufelte ihr mit der rechten die Medizin in die Augen.

»Es sind nur wenige Tropfen nötig, hat er gesagt«, murmelte Catena, die sich auf die Lippen biss, als ihr die Flüssigkeit über die Schläfen und in die Ohren rann.

»Don Graziano«, mischte sich Mamma Vita mit erhobener Stimme ein, denn der alte Mann war schon fast taub, »nur ganz wenige Tropfen.«

»Seid Ihr ruhig«, fuhr der Apotheker sie gekränkt an. »Wenn Ihr kein Vertrauen zu mir habt, sucht Euch einen anderen Arzt.«

»Verzeiht uns, Vossia«, bat Catena. »Aber es ist so, dass ich das Rezept gelesen habe.«

Als sie mit ihrer Schwiegermutter hinausging, presste sie sich ein Taschentuch gegen die Augen, weil diese entsetzlich brannten.

Jeden Morgen begaben sich die beiden Frauen zu Don Graziano.

»Hilft dir die Arznei überhaupt?«, fragte die Schwiegermutter nach einer Woche dieser Quälerei. »Wenn du mich fragst, schadet sie dir mehr, als dass sie dir guttut.«

»Das ist auch mein Eindruck«, erwiderte Catena und seufzte. »Noch nie haben meine Augen mir Grund zur Klage gegeben, aber jetzt ist es, als würden mich hundert Nadeln stechen.«

Was tun? Auf die Tropfen verzichten und einen anderen Arzt um Rat fragen? Mamma Vita begab sich allein zu dem Apotheker, um ihm zu danken. Sie hatte zwei rote Junghennen dabei, ausgewählt unter den prächtigsten Exemplaren im Hühnerstall. Anschließend begleitete sie ihre Schwiegertochter zu Don Pidduzzu Saitta, dem ältesten Arzt im Dorf.

Er untersuchte Catena, die ihn misstrauisch beobachtete. Behutsam zog er die schmerzenden Lider ein wenig hoch.

»Wer hat Euch behandelt?«, erkundigte er sich.

»Don Graziano.«

»Der Apotheker?«

»Sissignore.«

»Dieser elende Kurpfuscher«, murmelte der Arzt.

»Und Ihr wollt nach La Mèrica?«

»Sissignore.«

»Dann sollten wir den Kopf nicht hängen lassen. Kommt morgen früh um neun. Wir werden versuchen, es wegzuzäten.«

Den Tod schon vor Augen, verließ Catena an der Seite ihrer Schwiegermutter den Arzt. Zu Hause warf sie ihr Tuch aufs Bett, bohrte das Gesicht in die zusammengerollte Matratze und weinte so hemmungslos wie an jenem Abend, als sie aus Palermo zurückgekehrt war.

Mamma Vita stand mit dem schlafenden Kleinen auf dem Arm neben ihr und wusste nicht, was sagen, wie dieses Weinen beenden.

»Nun pass einmal auf«, verlangte sie nach einer Weile in resolutem Ton. »Saitta malt ständig den Teufel an die Wand. Er sieht die Dinge viel schlimmer, als sie sind. An deiner Stelle würde ich nicht mehr zu ihm gehen. Es gibt schließlich noch Panebianco, den Arzt der Armen.«

Catena hob den Kopf und drehte ihrer Schwiegermutter ihr tränenüberströmtes Gesicht zu, auf das sich nun ein Hauch von Hoffnung legte.

»Nach dem Essen suchen wir ihn auf«, entschied Gna' Vita. »Nur Mut, meine Tochter, glaubst du etwa, ich wüsste nicht, wie dir zumute ist?«

Als sie Catena dann mit ihren kleinen, klaren Augen ansah, lag darin unverfälschte Traurigkeit, denn sie hatte sie wirklich in ihr Herz geschlossen wie eine Tochter.

»Nun sieh dir diesen Sonnenschein an«, sagte sie und nickte zu dem schlafenden Kleinen hinüber. »Seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten! Warum weinst du da?«, fragte sie im Versuch, Catena zu trösten. »Du hast deinen Kleinen und wirst deinen Mann wiedersehen. Mich alte Frau dagegen hat das Leben von meinem Kind getrennt, das ich nie wiedersehen werde. Dabei habe ich geglaubt, ich würde ihn immer bei mir haben, und deshalb schon das Leinen für seine Familie gewebt. Nun ist dieser Traum ausgeträumt. Sieh dir nur einmal an, was aus Ssù 'Ntonio geworden ist! Oder wie vernachlässigt der gute Boden in Baronia ist ...«

Am Nachmittag suchten sie Panebianco auf, damit dieser Catena untersuchte. Der kugelrunde Mann lachte, als brächten sie ein Geschenk. Er untersuchte Catenas Augen eingehend und tätschelte mit seinen wulstigen Fingern sanft ihre Wangen.

»Diese Augen sollen kaputt sein?«, wiederholte er mit seinem Gebaren, als meisterte er jede Schwie-

rigkeit. »Kaputt? Das wollen wir doch mal sehen! Am Ende des Monats werdet Ihr aufbrechen!«

Morgen für Morgen suchten sie zusammen mit dem Kleinen Panebianco auf. Mamma Vita trug unter ihrem Umhang stets einen Korb mit Eiern oder Obst, ein Beutelchen Getreide, ein Huhn oder einige Tauben, denn Panebianco, der Arzt der Armen, akzeptierte jede Gabe.

Catenas Augen jedoch bereiteten ihr immer mehr Kummer. Wenn sie morgens aufstand, musste sie noch ein Weilchen ein Taschentuch gegen die Augen pressen, bis sie sich ans Licht gewöhnt hatten. Irgendwann ertrug sie es nicht länger. Sie misstraute nun auch Panebianco und wollte erneut den Arzt wechseln.

Mitte des Monats traf ein Brief von Mariano ein. Er verdiente erstes Geld und lebte in einer Gruppe von Auswanderern aus Mistretta, insgesamt waren sie fünfunddreißig. Sogar die Frauen arbeiteten. Jede Zeile kam für Catena einer Ohrfeige gleich. Voller Wut las sie diesen Brief wieder und wieder. Mariano wirkte aufgeräumt. Gna' Vita musste erneut an Gna' Maria denken, die einmal behauptet hatte, dass, wären die Kinder erst einmal dort drüben, sie selbst die eigene Mutter vergäßen, die sie doch selbst zur Welt gebracht hatte.

Catena glaubte längst nicht mehr an ihre Abreise und verlor jedes Vertrauen in die Ärzte. Das waren doch alles Gauner und Betrüger, die nur eines ver-

standen: die Armen zur Ader zu lassen. Allein Panebianco hat sechs Hühner und wer weiß wie viel Obst und Eier erhalten ...

In dem kleinen Haus von Ssù 'Ntoni zogen Tage voller Schwermut ein. Kein Fest brachte Freude, ja, die Frauen verließen nicht einmal mehr das Haus, von den Sonntagen abgesehen, an denen sie in der Kirche vor dem Altar zu Santa Lucia beteten. Da Ssù 'Ntoni nicht mehr auf die Hilfe seiner Frau zählen konnte, bat er einen Pächter, ihm auf dem Land zur Hand zu gehen. Er gab kaum noch ein Wort von sich, war in Gedanken ständig bei seinem Sohn, diesem Bild von Mann, der stark wie eine Eiche war und jetzt für andere arbeitete.

Der Kleine gedieh nur schlecht, teils weil er keine gute Milch kriegte, teils weil er, statt mit anderen Kindern zu spielen, nur aus den Armen seiner Nonna in die seiner Mutter wanderte, denn für diese zwei bedeutete er alles, was ihnen von Mariano geblieben war.

Catena sonderte sich immer stärker ab, mied sogar die Nachbarinnen. Ihr zartes olivfarbenes Gesicht war hohlwangig, als verzehrte sie von innen heraus eine Flamme, die Augen wirkten wegen der breiten Ringe noch größer und schwärzer.

Sie, die eine der tüchtigsten Frauen in Amarelli gewesen war, wollte nirgends mehr mit anpacken. Ihre Tage verbrachte sie zusammengekauert auf der Treppe vor der Tür, während Mamma Vita spann

oder flickte und dabei auf das Gebrabbel des Kleinen lauschte, der inzwischen gelernt hatte, nach seinem Papà zu rufen. Beide Frauen behielten, ohne es sich je einzugestehen, die Ecke im Auge, um die der Postbote biegen musste. Näherte er sich ihrem Haus, gerieten sie in Aufregung.

Doch Briefe trafen immer seltener ein. Catena machte ihrem Herzen nicht länger bei ihrer Schwiegermutter Luft. Die Gedanken zwängten sich in ihrem Kopf zusammen, bis es in ihren Schläfen hämmerte, als fieberte sie. Sie dachte an dieses La Mèrica, an die hohen Häuser und die dunklen Straßen, sie dachte an Mariano, diesen jungen und starken Mann, und an den guten Boden in Baronia. Und sie sah wieder die schöne und freche Halbschwester vor sich.

Keine der Nachbarinnen schaffte es, sie für ein Schwätzchen zu gewinnen. Gelegentlich ließ sie ihre Stimme hören, die nun gellend klang, gar nicht mehr wie früher. Sie sprach mit ihrem Jungen, als verstünde er sie, ertränkte ihn in einem Schwall bizarrer Anreden, die sie murmelte wie eine Wahnsinnige.

»Mein Stern, mio Schatz, mein edler Cavaleri, mein blonder San Giorgiu! Du kleine Biene. Dich geb ich nicht her. Sag mal Papà, ruf ihn, chiamalu, er ist so weit weg ...«

Anfangs lachte der Kleine noch, wenn seine rastlose Mutter ihn hochhob, doch schon bald fing er, von den ungestümen Liebkosungen erstickt, zu weinen an.

Eines Morgens sah sie Gna' Maria am Haus vorbeigehen und fragte sie, ob sie zwei Körbe für Trauben und Kaktusfeigen habe, die sie Mariano mitbringen wollte.

»Er isst so gern Kaktusfeigen, und da drüben gibt es sie gar nicht ... Aber ich fahre ja mit dem Kind«, erklärte sie und schaute sie mit ihren großen schwarzen Augen an, in denen nackte Angst lag. »Ich weiß jetzt, wie ich aufs Schiff komme!«

Als Gna' Maria den Kopf schüttelte, wandte sich Catena ungehalten ab und kauerte sich wieder auf die Stufen vor der Tür.

Irgendwann blieben die Briefe aus. Ihre Augen bereiteten ihr weiterhin Kummer. Drei Novenen hatten sie lesen lassen und Santa Lucia zwei Kerzen gespendet, doch die Heilige hatte kein Erbarmen gezeigt.

Jede Hoffnung auf Heilung war versiegt. Catena geriet nun so oft unvermittelt außer sich, dass die arme Mamma Vita sie nur noch dank ihres Mitleids und ihrer Zuneigung ertrug.

Eines Morgens, es war abermals der Tag von San Michele, schloss Gna' Vita die Tür, denn es kam kalt herein.

Als Catena aus dem Stall zurückkehrte, in dem sie aus irgendeinem Grund gewesen war, wandte sie sich mit einer Bitte an ihre Schwiegermutter.

»Ma', hol mir bitte die Körbe, die Gna' Maria mir versprochen hat, damit ich Tomaten und Kaktusfeigen einpacken kann.«

»Was sprichst du da, Catena? Das ist nicht die Zeit für Tomaten!«

Catena hielt ihr Kind an der Hand und riss die Tür mit Mühe wieder auf.

»Was tust du? Der Sommer ist vorbei, es kommt kalt herein. Wie unverschämt du geworden bist, mein Kind. Hast du kein Herz mehr in der Brust?«

Catena sah sie an. In ihrem olivbraunen Gesicht gab es nur noch die Augen mit den geschwollenen, blau angelaufenen Lidern. Zwei dunkle Flecken ...

Sie setzte sich vor die Tür, nahm den Kleinen auf den Schoß, wiegte ihn wie im Tanz und trug erst leise, dann immer lauter mit ihrer seltsamen, gellenden Stimme, die in den Ohren schmerzte, ihre Beschwörung vor.

»Mein Stern, stella, mio tesoro, Schatz, apuzza nica, kleine Biene, meine goldene Ähre, spica d'oro! Chiamalu Papà! Ruf ihn, chiamalu, er ist weit weg, so lontanu. Stella! Cavaleri finu ...«

Sie presste ihre kleinen nervösen Hände fest um ihn und hob ihn in die Luft, doch das Kind wand sich greinend.

Erschrocken eilte Gna' Vita hinaus. Als sie den Jungen an sich nehmen wollte, hielt Catena ihn fest wie in einer Schraubzwinge, sodass die arme Alte aufgeben musste.

Auch die Nachbarinnen liefen herbei, angelockt von dem Geschrei der Frauen und dem Weinen des Kindes. Sie baten und drohten, sie wollten ihr das

Kind entreißen, selbst wenn sie ihm damit Schmerz zufügten. Doch Catena wiederholte nur mit ihren weit aufgerissenen Augen: »Tesoro! Stella! Chiamalo! Ruf ihn! Chiamalu ...«

Ihre Mutter war in einem solchen Anfall gestorben, und alle glaubten, nun sei es an Catena. Nach einer Weile beruhigte sie sich jedoch wieder. Zu einer Raserei wie an jenem Morgen sollte es nie wieder kommen.

Irgendwann erkannte sie ihren Sohn nicht mehr und auch die Schwiegermutter nicht, doch tat sie niemandem ein Leid. Ganze Tage verbrachte sie zusammengekauert vor der Tür, das Kinn in die Hände gestützt dem kalten Tramontana trotzend. Näherte sich eine Nachbarin, erklärte sie mit einem seltsamen Lächeln in dem zarten Gesicht, sie erwarte ein Dampfschiff von dort drüben.

»Seht Ihr das?«, fragte sie. »Da drüben auf dem großen Meer, das Dampfschiff, das Rauch und Piffe ausstößt ...?«

Die Körbe mit den Trauben und den Kaktusfeigen standen bereit.

»Morgen breche ich auf. Ich bin wieder gesund«, fügte sie hinzu und berührte mit der offenen Hand ihre Augen. »Ganz gesund. Seht Ihr das nicht? Morgen besteige ich das Schiff ...«

Sterne, die fallen erscheint als Buch der Friedenauer Presse.

Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE

Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2025

Copyright © 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Lektorat von Christian Döring

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.
Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.
Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

ISBN 978-3-7518-8047-3

www.friedenauer-presse.de